

„Es ist der Geist, der lebendig macht“

Predigt über 2. Kor 3,3-9, am Sonntag, den 13.10.2024 (20. Sonntag nach Trinitatis), in der Schlosskirche Bonn

Prof. Dr. Cornelia Richter

Liebe Gemeinde,

wer öfter in der Schlosskirche ist, weiß es: Es geht doch nichts oder zumindest wenig über die Perikopenordnung. Entweder zwingt sie einen, über einen Text nachzudenken, mit dem man gar nichts anfangen kann, oder sie passt so gut zum Sonntag, als ob der Text extra dafür ausgewählt wäre. Heute jedenfalls passt es wieder einmal, umso mehr als wir in einer Universitätskirche sind. Da ist es gut und recht, dass wir zur Eröffnung des Semesters über das Verhältnis von Buchstabe und Geist nachdenken. Hört den Predigttext aus 2 Kor 3, 3-9:

³[So] ist doch offenbar geworden, dass ihr ein Brief Christi seid durch unsern Dienst, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht auf steinerne Tafeln, sondern auf fleischerne Tafeln der Herzen. ⁴Solches Vertrauen aber haben wir durch Christus zu Gott. ⁵Nicht dass wir tüchtig sind von uns selber, uns etwas zuzurechnen als von uns selber; sondern dass wir tüchtig sind, ist von Gott, ⁶der uns auch tüchtig gemacht hat zu Dienern des neuen Bundes, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes. Denn **der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig.**

Liebe Gemeinde, „der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig.“ Wer mündliche Prüfungen lieber hat als Klausuren, wird diesem Text aus vollem Herzen zustimmen. Wer gerade mit den Sprachkursen angefangen hat, findet im Buchstabensalat vermutlich noch keine Theologie. Wer in langen Gremiensitzungen Protokoll führen oder diese dann prüfen muss, weiß, wie quälend lang die Folge der Buchstaben und Paragraphen sein kann. Trotzdem gehören wir in der Theologie natürlich zu den Fächern, die Buchstaben lieben, weil man mit ihnen so schöne Bücher schreiben kann. Ob sie dann jemals wer liest, das ist eine andere Frage: „Ich habe ihr Buch gekauft! Ah, Sie waren das!“

Aber davon abgesehen, das Schreiben von längeren Texten, egal ob Bücher, Aufsätze oder Drittmittelanträge, das ist schon eine ganz besondere Kunst. Die ganze eigene Gelehrsamkeit aufs Papier gebannt, sichtbar gemacht, für andere lesbar, nachvollziehbar. Eine faszinierende Erfahrung, weil die Gedanken nicht nur für andere sichtbar werden, sondern auch für einen selbst. Es gibt das berühmte Diktum vom „Verfertigen der Gedanken beim Reden“, Heinrich von Kleist, Schleiermacher und auch Humboldt haben über so etwas nachgedacht. Ich finde, der Satz gilt genauso gut für das Schreiben: „Vom Verfertigen der Gedanken beim Schreiben“: Wer schreibt, egal ob Aufsatz, Drittmittelantrag oder Monographie, wer im Schreiben mit den Sätzen ringt, mit den Worten und irgendwann sogar mit den Silben, weil man es genau sagen möchte, und noch genauer, so präzise wie irgend möglich bis in das letzten Komma hinein – wer in diesem Prozess ganz abzutauchen lernt in das meditative Spiel mit den Buchstaben, der und die wird der Faszination des Schreibens erliegen.

Eine Erfahrung, die auch unsere Doktorand:innen machen. Am Anfang erscheint es einem schier unmöglich, 100, 250 oder 300 Seiten aufs Papier zu bringen. Aber hat man erst einmal die magische Grenze von S. 99 überwunden, dann schreibt es sich plötzlich fast von alleine und manch einer ist ab dann auch nicht mehr zu bremsen. Fast als ob es die sichtbaren Buchstaben wären, die das Schreiben lebendig machen würden – und mit dem Schreiben auch den Geist. Wie gut, dass wir hier in einer Universitätskirche sind.

Bei Paulus und den frühen Christusgläubigen muss es irgendwie ähnlich gewesen sein. Paulus waren die Buchstaben keineswegs fremd, Brief über Brief hat er auf den Weg gebracht und dafür gesorgt, dass es in der Bibelkunde auch ordentlich was zu lernen gibt. Seinen vielen Reisen ist es mit zu verdanken, dass sich die Gemeinden zusammengefunden und konstituiert haben. Seinen Briefen – es sind die ältesten erhaltenen christlichen Texte überhaupt – seinen Briefen ist es mindestens mit zu verdanken, dass sich die Gemeinden gehalten haben, dass sie voneinander wussten und sich, wie wir heute sagen würden, vernetzt haben. Und: Seinen Briefen ist es zu verdanken, dass auch wir die damaligen Gemeinden bis heute lebendig vor Augen bekommen, dass wir sie geradezu szenisch vor uns sehen, mit ihren freudigen Anlässen und mit all ihrer elenden Zankerei. Denn Paulus hat seine Briefe immer nur ad hoc geschrieben, aus konkretem Anlass und an ganz unterschiedliche Empfänger. Wie das so ist mit Briefen, sind sie, so könnte man Paulus leicht abwandeln, ein Gespräch „in Tinte“.

Deshalb sind sie auch so lebendig, weil sie ein Gespräch sind, eines, das uns im hier und jetzt mit ihm verbindet. Es sind eben nicht nur die Gedanken, die sich beim Schreiben verfertigen. Es sind auch die Gesprächspartner:innen, die im Geiste vor uns stehen, so lebendig wie sie nur sein können.

Wo es um Tratsch und Klatsch in den Gemeinden geht, leuchtet uns das meist sofort ein – und die Korinther sind dafür geradezu legendär. Bei unserem Predigttext geht es wieder einmal um die Diskussion mit den Wandermissionaren und die Frage, wer eigentlich ein rechter Apostel ist und ob Paulus diesen Titel überhaupt für sich beanspruchen dürfe. Seine Antwort ist klar: Wer glaubt, aus eigener Kraft zum Apostel werden zu können, wer seine Mission als Programm der Selbstverwirklichung sieht, der ist auf dem falschen Dampfer bzw. wir sind ja in der Antike, auf dem falschen Boot.

Aber bei Paulus geht es um mehr: Bei ihm sind es, neben dem Tratsch und Klatsch und den Zankereien, die theologischen Fragen, die ihn zum Schreiben motivieren. Es sind ganz elementare Glaubensfragen, die er in den Briefen abhandelt, und die, indem er sie reflexiv abhandelt, zur Theologie werden. Ihm selbst, seinen Leser:innen und uns heute. Wie gut, dass er nie eine große Monographie geschrieben hat. Vielleicht wäre das Christentum darüber verstaubt, ehe es sich gegründet hätte. Mit seinen Briefen hingegen, leicht und dynamisch, hat er das theologische Gespräch eröffnet und es ist bis heute nicht verstummt. Vielleicht täte es uns in der Theologie ganz gut, wenn wir auch wieder mehr Briefe schreiben würden.

Denn nun, schauen wir genauer in den Text, sind es ja sowieso nicht die Buchstaben, die für Paulus das Gespräch tragen. Sondern es ist die lebendige Gemeinde in Korinth, es sind die Adressat:innen, die der eigentliche Brief sind: Ihr seid es, „Ihr seid unser Brief, in unser Herz geschrieben, erkannt und gelesen von allen Menschen!“ – und ab Vers 3 legt Paulus noch eins drauf: Ihr seid nicht nur „unser“ Brief, nein, nun heißt es: „Ist doch offenbar geworden, dass

ihr ein Brief Christi seid, [...] geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes“.

„Dass ihr ein Brief Christi seid, [...] geschrieben mit dem Geist des lebendigen Gottes.“ Das ist nun der Moment in der Predigtvorbereitung, an dem man dann doch ganz gerne zu einer Monographie greift, denn was weiß denn die Systematische Theologin über den Geist bei Paulus. Michael Wolter, Neutestamentler, weiß das jedenfalls besser: Paulus hat keinen Zweifel daran, dass wer an Christus glaubt und getauft ist, auch den Geist „hat“.¹ Der Geist gehört sozusagen, was für eine herrliche Formulierung, Herr Wolter: „zur Ausstattung eines Christen wie der Glaube und das Getauftsein.“² Geist, Glaube, Taufe – unser Toolkit als Christ:innen.

Wir heute würden ja nun ganz gerne erklärt bekommen, was das eigentlich ist, der Geist. Aber für Paulus scheint das klar zu sein. Es gibt, sagt Herr Wolter, keine einzige Stelle, an der er erklärt, was der Geist ist. Er muss die Adressat:innen auch nicht davon überzeugen, dass der Geist in ihnen wirksam ist. Nein, Paulus setzt für sie wie für uns schlicht voraus, dass wir aus der Gewissheit leben, den Geist zu haben. Und zwar denselben Geist, der schon in Jesu Auferstehung am Werk war.³ Und der deshalb auch uns durch den Tod hindurch tragen wird. Weil Gott das erste Wort hat. Und das letzte.

Das ist übrigens 1500 Jahre später wieder so. Auch Philipp Melanchthon, der exakte Denker unter den Reformatoren, hat in seiner Glaubenslehre von 1553, auch so eine Monographie, viel über das Verhältnis von Buchstabe und Geist nachgedacht und auch er sagt: Wo immer die Gedanken, der Glaube, das Evangelium, ins Herz geschrieben sind, da finden sich nicht nur tote Buchstaben, sondern da findet sich auch der heilige Geist im Menschen. Allein durch das Wort. Das erste und das letzte.

Doch zurück zu Paulus: Denn es gibt schon noch einen theoretischen Hinweis, wie wir uns das mit dem Geist vorstellen können: Es geht um die Vorstellung von der „Präsenz des Abwesenden durch seinen Geist“. Die Präsenz des Abwesenden, später auch gerne „die Darstellung des Undarstellbaren“ oder auch, „das Ewige im Jetzt“ – mit solchen Sätzen lassen sich ganze Blockseminare in der Religionsphilosophie bestreiten, von Kant bis Hegel und weiter zu Tillich. Sie zielen auf unsere Vernunft, weil wir nur mit ihrer Hilfe verstehen, was wir verstehen können, und was unsere Vernunft, unseren Verstand sowieso, überschreitet. Die Präsenz des Abwesenden also.

Damit ist nun aber nicht mehr Paulus selbst gemeint, auch wenn wir beim Lesen seiner Briefe zuweilen das Gefühl haben, ihn direkt vor uns zu sehen. Nein, denn es geht in unserem Predigttext ja um die Adressat:innen, die ein Brief Christi sind: Ihr, „Ihr seid unser Brief, in unser Herz geschrieben. [...] Ihr [seid] ein Brief Christi, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes.“ In und unter uns ist nach Paulus also derjenige anwesend, den wir oft so schmerzlich als abwesend empfinden. Den wir so selten sehen und

¹ Vgl. WOLTER, Michael: Paulus. Ein Grundriss seiner Theologie, Göttingen: V&R ³2021, 164.

² WOLTER, Michael: Paulus. Ein Grundriss seiner Theologie, Göttingen: V&R ³2021, 152.

³ Vgl. WOLTER, Michael: Paulus. Ein Grundriss seiner Theologie, Göttingen: V&R ³2021, 164.

an den wir so gerne glauben würden, wenn er sich doch nur öfter zeigen würde. Christus. Und in und durch Christus: Gott. Der große Abwesende.

Ist es nicht so, liebe Gemeinde? Ist es nicht so, dass wir ihm, dem Abwesenden die Schuld dafür geben, dass wir ihn nicht sehen, ihn nicht fühlen, spüren, erfahren? Und ist es dann nicht nur noch ein kleiner Schritt dahin, dass wir ihn auch nicht mehr für wahr halten können? Weil unser Leben scheinbar so ist, dass Gott darin nicht vorkommt? Auch darüber hat Melanchthon 1553 viel geschrieben. Über die Anfechtung des Glaubens, der nicht zu hoffen wagt, was er nicht sieht. Gut, dass wir dazu eine ganze Predigtreihe starten.

Denn es könnte doch ganz anders sein. Weil der Glaube doch alles hoffen dürfte. Alles hoffen könnte, weil wir doch längst in uns tragen, worum es geht. Weil es uns doch längst gesagt ist in dem einen Wort, das das erste und das letzte ist. Weil wir gar nicht hier wären, wenn uns das Wort und die Sehnsucht nach dem, wofür es steht, in Herz und Geist nicht zusammenkommen lassen würde. Wir sind so nah dran.

Und wenn wir es einfach ausprobieren würden? Wenn wir das Wort noch einmal neu hören würden? Und uns dann einfach um den Altar versammeln, Brot und Wein miteinander teilen und mit eben diesem Wort darauf vertrauen, dass der Abwesende in Herz und Geist mitten unter uns ist? Einfach nur weil es das erste und das letzte Wort ist? Einfach nur, weil wir da sind? Hier und jetzt gemeinsam? Kommt, lasst es uns versuchen, *denn der Friede Gottes ist höher als alle menschliche Vernunft und er bewahre unsere Herzen in Christus Jesus, Amen.*